

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 11 (1921)
Heft: 10

Artikel: Sebulon [Fortsetzung]
Autor: Fankhauser, A.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-635419>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 10 — XI. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 12. März 1921

== Zwöi bärndütschi Liedli. ==

Vom Walter Morf.

Wenn's taget.

Es Röchli schlycht zum Chemi us,
Verzatteret im Graue.
Dür ds Guggeli im Schärmedach
Da dydhet es Miaue.
Es Beji graagget ds Schybli uf.
Schlafschturme fallt's a Bode.
Es Schpinneli am Sänschterbrätt
Sahf afe sich verrode.
Es döpperlet es Ruggeli
A ds Gflädht vom Shtübewage.
Poh tuusfig, wie tuet's dinn und duß
Druufabe afah tage!

Bim Zuenachte.

Der Wald treit no ne Chranz vo Guld.
Es Büjji schlüüft i Gade.
Es Beji surret müed um ds Hus.
Dem Schpinnli ryßt der Sade.
Es Röchli schießt zum Chemi us.
Im Hüslu wird es läbig.
Es Chlyses dänkt im Bettli inn':
Jih wär's für ihn's o gäbig.
Es borzet und schperzt ds Dachbett wäg
Und saht hälluuf a juze.
Und ds Müetti meint: „Sogar no d'Nacht
hei si im Zwang, die Buze!“

== Sebulon. ==

Novelle von A. Sankhauser.

3

Ich hörte jeden Laut aus der Tiefe heraus. Ein Hund bellte. Ich schrak zusammen... wenn Sebulon mit seinem Karren heranzufuhr, wer weiß wozu, und er traf mich inmitten der Wiese an, im hohen Gras, was dann? Ich hörte Pferdehufe auf Steinpflaster, Wagengeknarr und Hürufen. Mein Hals wurde länger. Wenn er nun kam, mit den Bauernknechten, und man sah mich geringes Bürschlein, auf der Lauer liegend oben am Waldsaum, was dachte man sich dabei? Vielleicht schlugen die rohen Kerle nach mir... was hatte ich im Gras zu schaffen!...

Aber der Hund kam nicht herauf, das Wagenknarren entfernte sich talabwärts und das Hürufen verscholl im Gegenwinde.

Jenseits des alten Hauses ging etwas vor. Eine Peitsche knallte zuweilen. Nun schaffte wohl Sebulon in der untern Matte mit den starken Knechten, und die Knechte wunderten sich gar nicht, wenn er stärker war als sie. Denn er hieß doch Sebulon und war seines Vaters Sohn. O, dort unten blieb er, ich konnte wohl Stunden auf ihn warten,

ohne daß er kam. Ich konnte in den Wald kriechen und meinen Sack füllen. Das ziemte mir.

Und ich kroch in den Wald hinein und machte mich mit stummen, eifrigen Gedanken an die Arbeit. Ich wollte flink sein, wie er stark war. Dann brauchte er mich nicht zu verachten. Und die heimlichen Träume heseelten mich wie ein böser Geist. Voll war der Sack, ich wußte nicht wie. Noch war es hoch am Tage und zum Heimgehen blieben mir noch Stunden. Was tat ich denn da?

Ich band den Sack zu, legte mich neben meine Beute ins Moos und staunte ins Blaue hinauf. Alle Tannen schwankten, nickten sich zu, waren lebendig. Ich hatte sie nicht gesehen, nun sah ich ihr Schwanken und hörte ihre Atemzüge. Sie standen alle beisammen, litten einander und keine verachtete die andere.

Und drüben in der flimmernden Tiefe des Waldes stritten sich Lichter und Schatten; sonderbare Gesichter tauchten im Widerstreit der Gestalten auf, breite, troßige und verzerrte, oft weiß und kränklich, oft groß, tiefrot verdäm-

mernd und voll Narben. Sie verbargen sich hinter den roten Stämmen des Hintergrundes, aber immer wieder blinzelten sie hervor, breitwangig, stark und verbissen, mit zugekniffenen Lippen. So sahen sie alle aus: Vater, Großvater und Urahn... und Sebulon.

Sie sahen mich stumm an, sagten nichts, aber an ihren Augen sah ich, daß sie mich erkannten und nicht finster auf mich blickten. Und wieder verschwanden sie hinter Büschen und Stämmen.

So trieb ich es eine ungemessene Zeit lang und erschraf sehr, als eine Jungenstimme ganz nahe bei mir in den Büschen schrie: „Se du, Vagant, liegst mitten im Walde bei deinem Bettelsack. Willst du nicht heimgehen, Vagant?“

„Du Bandit und Raubmörder,“ schrie ich ihm entgegen, „komm einmal herbei, wenn dir dein Leben lieb ist!“

Da traf mich ein Tannzapfen an die Wange, und augenblicklich hatte mich der Räuber schon um den Hals gefaßt. Aber er würgte nicht, sondern ließ mich fahren und rollte mit einem Wurzelbaum über den vollen Sack.

Er half mir auch die Last ins Tal schleppen. Es hatte wirklich schon ein wenig zu dunkeln angefangen. Unten in der Wiese stellte ich eine Frage: „Du, das Haus da drüben, das ist doch der obere Rindsberg, wo der Sebulon verdingt ist...“

Er lachte mich aus: „Du Kohlkopf, nein, das ist der niedere Rindsberg, Sebulon kommt noch eine Viertelstunde weiter her.“

Da war ich tief beschämt, ich wußte kaum, weshalb. Und ich sah den Abend nicht mehr, und den Sonnenuntergang und das Licht auf den Bergen. Ich träumte einwärts in mich selber. So dumm war ich und ein solcher Schwächer, und alle waren anders, der Urahn und alle. Ihre Lippen blieben flug und verbissen.

In der nächsten Nacht träumte ich auch, aber der Traum war trüb und schwer und endete in bangen Aengsten. Ich irrte irgendwo im nassen Walde. Ruckucke schrien allerorten im Gebüsch. Ich suchte sie, aber ich fand sie nie. Und je tiefer ich in die Gebüsche drang, umso verworrener wurde die Wildnis, umso verborgener der heimliche Schrei der Vögel, und allgemach legte sich eine traurige Finsternis auf die Erde. Moos und Sträucher wurden zu einem einzigen, schwarzen Weg voller Dornen. Die Höhe selbst, die noch eben aus den Zweigen geschimmert, wurde grau und zusehend finsterner. In meiner Angst fing ich an zu weinen. Aber meine Stimme hatte den Klang verloren. Ich verlor die Gewißheit meiner selbst. Meine Stimme und ich selber glichen nur noch dem Rauschen von Blättern in der Dunkelheit. Vor lauter Verzweiflung sank ich in der Finsternis dahin, wand mich auf der dornigen Erde und verlor jede Fassung. Dann aber, als Angst und Verzweiflung so groß wurden, daß ich zu vergehen meinte, lag ich auf einmal halb wach da und horchte in der Finsternis auf mein eigenes Schluchzen.

Am Tage darauf und manchen Tag danach blieb die heimliche Traurigkeit bei mir. Der Name Sebulon erregte mich nicht mehr besonders. Nur zuweilen, wenn jemand den Namen aussprach, horchte ich auf, wie wenn jemand von meiner heimlichen Sünde spräche.

Einst hatte ich ein Nest voll junger Meisen aus einer Wurzelhöhle ans Licht gezogen, die Alten scheu gemacht, so daß sie den Mut verloren, wieder in die Höhle zu kommen und ihre Brut zu füttern. Drei Tage später fand ich die Jungen kalt und tot in der feuchten Höhle, ihr Geruch entsetzte mich. Und später, wenn jemand von Meisen sprach, ergriff mich das Entsetzen.

So ergriff mich das Wort Sebulon mit Scham und Mißbehagen.

Aber das Mißbehagen verbarg in sich schon den Haß, der zum Ausbruch drängte und nur auf die Gelegenheit wartete, sich zu zeigen und hell auf zu flammen. Zwei Anabenklassen vereinten sich zu einem gemeinsamen Turnausflug und badeten an einem der heißesten Augusttage einige Stunden von unserm Dorf weg in einem fremden Flusse. Das breite Flußbett mit seinen großen schwarzen Steinen flimmerte in der Sonne. Aus den hohen Büschen schwärmten ganze Völker von Fliegen und Bremsen auf die nackten, weißen Leiber los, und es war ein einziges Schreien unter uns: „Ins Wasser, ins Wasser! Versteckt euch im Wasser!“

In jeder warmen Pfütze abseits der schäumenden Wasserferrinne sah man einige Köpfe über dem dunklen Spiegel emporragen, weit zerstreut den Fluß auf hinunter. Manchmal tauchten die weißen Leiber auf, sprangen über die Steine hinweg in einen nachbarlichen Teich, um schnell wieder unterzutauken.

Unter den Büschen hinstreichend, im Kampf mit den Müden schon verwundet, arbeitete ich mich in eine sonnige Bucht hinein, deren Hintergrund von überhangenden Erlenästen geheimnisvoll überhattet war. Erfreut sprang ich in die Flut und schluckte beinahe Wasser; denn sie war tiefer als ich gedacht und schwimmen konnte ich nicht. Aber ich suchte mit meinen Füßen festen Grund und strebte dem flachern Hintergrunde zu. Da erschraf ich. Vor mir im Wasser bewegten sich breite Füße und starke Glieder, und erst jetzt sah ich im Schatten der Erlen auch den dazu gehörenden Kopf, verdeckt durch einen Ast, der bis auf den Spiegel hing.

Es war Sebulons Kopf. Ich tat einen heimlich erschrockenen Ausruf. Sebulon grinste nur ein wenig. Ich sagte entschuldigend: „Ach so, du bist da?“ Er grinste ein klein wenig stärker. Und mir schien, er starre verächtlich und nachsichtig ins Wasser auf meine dünnen Arme und Beine. Aber er sagte kein Wort.

Hilflos und verlegen stand ich da. Er sah es wohl, hob den Kopf um eine Linie, war vielleicht auch verwundert, aber das sah man nicht. Und vielleicht war es Gnade von ihm, daß er die Rechte aus dem Wasser hob, den Erlenast herunterzog bis auf den Grund des Teichs und ihn wieder emporschnellen ließ wie einen riesigen Spritzwedel, mich über und über begießend. Und war es nicht, als ob er laut lache, als ich das Wasser aus den Augen wuschte? Gewiß, er hatte gelacht.

Indessen, als ich wieder klar sah, reuten ihn Gnade und Lachen schon wieder. Langsam erhob er sich, wandte mir den Rücken und stieg aus dem Wasser empor auf seinen Stein. Helle Tropfen rieselten an seinem blanken Leib hernieder. Und ich staunte den Rücken, der da vor mir aus dem Wasser stieg, breit, gegliedert durch die schön gefaltete Mittellinie,

die gewaltigen Schulterblätter, die geschwungenen Hüftansätze und die waghochten Rippenbogenpaare. Stark und dick wuchsen die Arme aus den Schultern, und der Hals stieg wie ein Baum aus breitem Wurzelstod empor.

Ich zitterte bei diesem Anblick, und das Zittern war Haß. Er hatte mich belächelt, war gnädig gewesen, hatte die Gnade bereut und sich von mir abgewendet in seinem Hochmut und in seiner Schönheit.

Hinter seinem Rücken kämpfte ich einen stummen Kampf, verübte Ueberfälle und Attentate gegen ihn und mordete ihn insgeheim zehnfach. Aber meine Finger wagten nicht ein Zucken, um nach den Steinen zu greifen, die doch in Menge herumlagen, und wenn die Gedanken einen Sprung wagten, um ihn rücklings von seinem Stein zu in den Leich zu reißen, niederzudrücken und ihm ins Ohr zu schreien: „Da schlud jekt!“... Da spürte ich wohl die Masse in der eigenen Kehle, aber in den Gliedern bloß lahme Angst. Und ich würgte wie an einem üblen Trunk, als ich still und beschämt davonschlich.

Raum aber hatte ich mich abgewandt, als jemand von hinten Wasser nach mir warf, eine Handvoll oder zwei, und mich sicher traf. Da sah ich rückwärts. Es schien, meine Glieder würden sich lösen. Indessen sah Sebulon gleichgültig zur Seite, gab mir keinen Anlaß zur Wiedervergeltung und ließ mich stehen. Sieh, dort spielte er mit einer hangenden Eschenrute, kümmernte sich nicht weiter um mich und zeigte mir ein Maß von Verachtung wie nie bisher.

Einen Augenblick lang blieb ich noch im Wasser stehen, erbittert, enttäuscht und verraten. Und wenn ich vorhin beschämt davonschlich, so war ich nun entehrt.

Und die Entehrung litt ich im Traum verdoppelt. Sie machte mich elender als alle bisher erlittene Traumangst.

Ich sah vor meinem Kaninchenstall und gab den Tierchen Gras, dachte auch dabei: „Sie haben lange keine Freiheit gehabt und keine Sonne gesehen; man sollte sie hinaus lassen!“ Deffnete darum den Stall und ließ sie frei. Und alle kamen hervor, glatthaarig munter und possierlich. Sie liefen ins Gras, zerstreuten sich über die ganze Hofstatt und tollten sich hinter den hohen Kerbelstauden. Aber plötzlich wurde mir angst und bange: Mir war, als suchten sie sich vor mir zu verstecken, und in der Angst griff ich nach ihnen, um sie wieder zu fangen. Da geschah ein Wunder: Sie wurden immer kleiner und kleiner vor meinen Augen, verloren die Farbe und schossen im schnellen Sidzack von Baum zu Baum. Zuletzt glichen sie häßlichen Mäusen,



Karl Spitzweg.

Ständchen.

die mich scheel anstarrten und jedesmal, wenn ich die Hand nach ihnen ausstreckte, blitzschnell verschwanden.

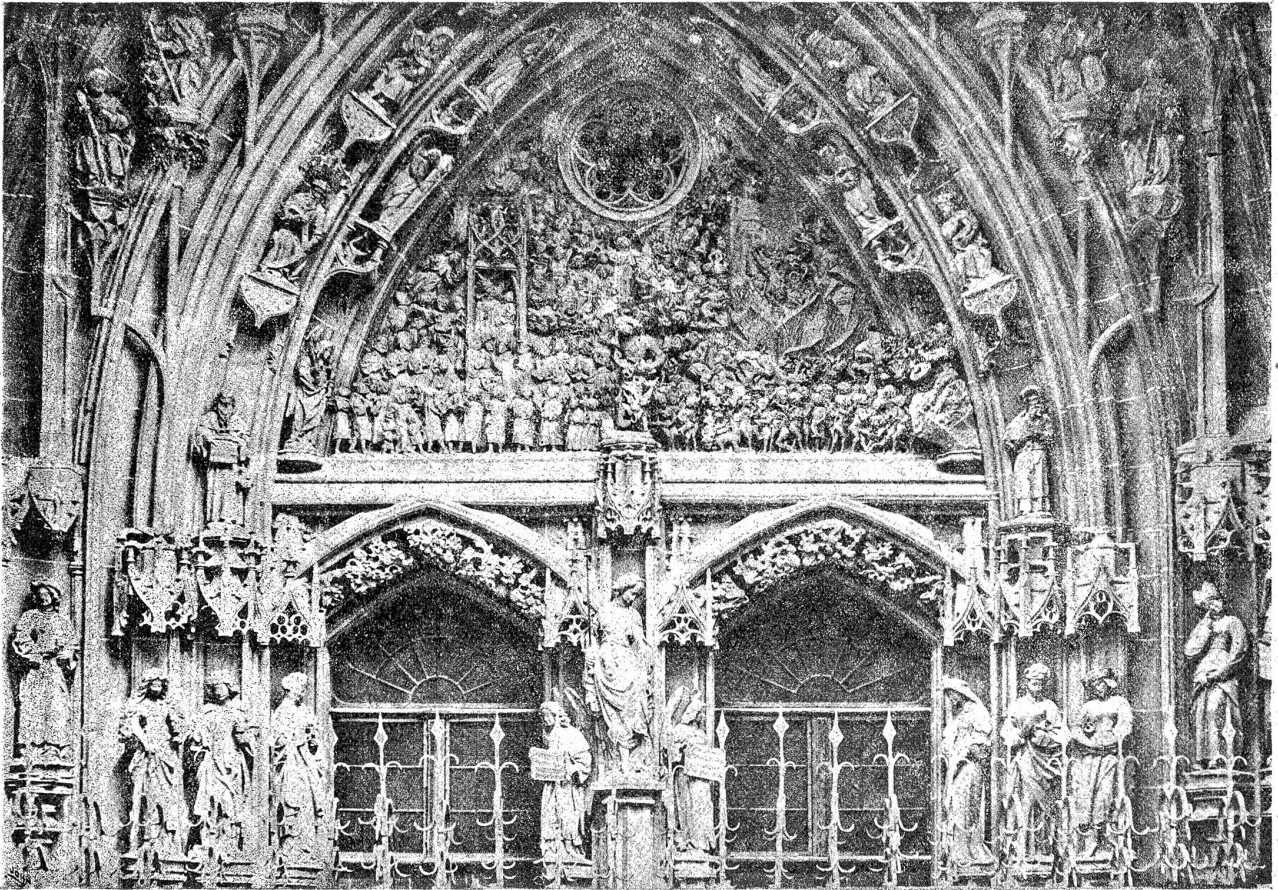
Voll Verzweiflung fing ich an zu heulen.

Eine Stimme fragte in meinem Rücken: „Warum jagst du deinen Mäusen nach? Laß doch die Mäuse laufen. Sieh, da sind andere Kaninchen.“

Ich antwortete: „Siehst du denn nicht, daß es meine Kaninchen sind?“

Die Stimme lachte höhnisch: „Mäuse sind es und nichts weiter.“

Erst jetzt sah ich mich um. Hinter mir stand Sebulon. Er trug auf seinen Armen zwei schneeweiße Tierchen, die waren ganz zahm, flohen nicht, schmiegteten sich an ihn und sahen mich furchtlos an. Sie gedachten auch gar nicht zu fliehen, sondern ruhten zufrieden auf seinen dicken Armen, eines neben dem andern. Mit brennenden Augen sah ich hin. Aber Sebulon spottete in einem fort: „Was läuffst du deinen Mäusen nach? Laß sie doch in ihre Löcher fahren.“



Hauptportal des Vincenzenmünsters in Bern. Darstellung des Jüngsten Gerichts von Erhardt Künig. Ende des 15. Jahrhunderts.

„Hilf mir doch suchen. Sie haben sich nur im Gras versteckt,“ sagte ich. Er aber tat einen Schritt auf mich zu, sah lächelnd auf seine Tiere nieder, drückte sie an sich und fragte halbblut: „Willst du nicht eins von den meinigen?“

„O ja, gib mir eines,“ wollte ich sagen, besann mich aber und trockte: „Nein, ich habe selber. Ich will keins von dir.“

Als ich so da stand in meinem Trocke, setzte Sebulon seine Kaninchen auf die Erde, eins ums andere, viel mehr, als ich zuerst gesehen hatte. Ja, er nahm ein ganzes Duzend von seinen Armen, und er selber kniete mitten unter ihnen. Aber sie fingen alle an zu laufen und sonderbare Figuren zu tanzen.

(Schluß folgt.)

Das Münster in Bern.

Zur 500. Wiederkehr des Tages der Grundsteinlegung.

(Schluß.)

Ein Kirchenbau wie unser Münster ist ein Chronikbuch, eine in Stein gemeißelte Kunstgeschichte. Die große Menge geht achtlos an den Bildwerken um die Kirche und in der Kirche vorbei; sie weiß sie nicht zu deuten. Wir halten es darum nicht für überflüssig, auf Dinge aufmerksam zu machen, die unsere Leser vielleicht hundertmal gesehen haben, ja möglicherweise täglich vor Augen haben.

Da ist zunächst das steinerne Bildwerk über dem Hauptportal, Erhardt Künigs „Jüngstes Gericht“. In diesem Bildwerk besitzt Bern ein Kunstwerk seltener und kostbarer Art. Nicht, daß der Vorwurf des Werkes ein besonders origineller wäre. Steinbilder, das „Jüngste Gericht“ darstellend, gibt

es an den Münstern der beiden Freiburg, an den Ensfinger-Bauten zu Ulm und Eßlingen und an vielen andern Kirchen. Aber alle diese Darstellungen übertrifft das Bild am Berner Münster durch seine Phantasiefülle und seine wuchtige, ins Dramatische gesteigerte Geschlossenheit.

In engem gedanklichem Zusammenhang mit der Erzählung vom „Jüngsten Gericht“ steht bekanntlich das Gleichnis von den zehn Jungfrauen, das der Bildhauer ebenfalls in seine Darstellung einbezog. Unter dem „Jüngsten Gericht“, d. h. zu beiden Seiten der Doppelpforte des Hauptportales, stehen nämlich zehn Frauenfiguren; die fünf links stellen die klugen, die fünf rechts die törichten Jungfrauen dar. Sie erwarten, dem Bibeltexte gemäß, die Ankunft des Bräutigams, dem sie mit Dellampen entgegengehen. Während die klugen Jungfrauen ihre gefüllten Dellampen mit zufriedener Miene und in selbstbewußter Haltung tragen, stehen die törichten mit leeren Gefäßen da und mit gesenkten Köpfen und klagenden Geberden — eben wie Leute, „die das Öl verschüttet haben“. Im Mittelalter ersetzten die bildlichen Darstellungen die Bücher; die biblischen Geschichten wurden dem Volke in gemalten und gemeißelten Bildern erzählt. Die damaligen Künstler hatten es wahrscheinlich mit einem dankbareren Publikum zu tun als die heutigen, eben weil die Menschen weniger überfättigt waren mit geistiger Kost. Da verlohnte es sich wohl, in Bildern zu erzählen, und deutlich zu erzählen. Auch Meister Erhardt befaß sich der Deutlichkeit; so gab er den beiden äußersten Figuren der Jungfrauengruppe eine Schriftrolle in die Hand. Die rechts klagt und bittet: „Ach und we, das wir ouch nit ole hand. Gend uns zo kouffen, daz wir mit uch ihen gand“; die links antwortet darauf: „Unser oel ist nit feil, das irs wol verstant, gond reichendz by den Koffern (Kaufleuten) dies feil hant.“ Und auf den zwei von den beiden Engeln an der